

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 14

Artikel: Die Gottestochter
Autor: Diers, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einst — und jetzt.

„Einst“ bedeutet hier nicht die Zeit verflissener Jahrhunderte, ja nicht einmal so weit zurück liegt sie, „als der Großvater die Großmutter nahm“, sondern wir brauchen uns nur zirka 15 Jahre, d. h. kurz vor Ausbruch des Krieges, zurückzubefinnen, da das heute noch stehende Tramwarthehaus auf dem Bubenbergplatz erbaut wurde. Ein massives, mächtiges, wunderbares Gebäude im Sinne der Vorkriegsbauerei. Das hohe, weitausladende Dach, gestützt von Sandsteinsäulen, bedeutet sozusagen einen sensationellen Mittelpunkt des Bubenbergplatzes. Wohl behütet und geschützt macht sich behäbig eine angenehme Wärme- und Rendez-vous-Stube breit. Eine „versteuerte“ und auch sonst in mancher Beziehung überaus markant zum Ausdruck kommende Idee des Heimatschutzgedankens, wie man sie vor dem Kriege glaubte darstellen zu müssen. Wenige Jahre sind seitdem verfloßen, die größten Umwälzungen haben sich auf allen Gebieten ergeben. Die Idee der Sach- und Zweckmäßigkeit hat gewaltige Fortschritte gemacht. Das neue Tramwarthehaus bietet ein geradezu „klassisches“ Beispiel dafür, wie man heute an solche Aufgaben geht. Der sichtbare Teil des Stationsgebäudes nimmt stadt-abwärts in seinem Glasgehäuse den Zeitungskiosk auf, westwärts dagegen wird für die Stationsbeamten ein Bureau-raum eingebaut. Im mittleren Teil werden die Treppenanlagen untergebracht, ferner 6 Telephonkabinen, der weiter verfügbare Platz dient zur Zirkulation des Publikums und zum Warten. Unterirdisch werden die heute bereits existierenden W. C.-Anlagen teilweise erweitert (Brauseanlagen) und zudem wird für das Trampersonal ein bequemer, heiz- und lüftbarer Raum zur Verfügung gestellt. Allen Anforderungen wird das neue Haus nicht genügen können. Hingegen stellt es die beste Lösung dar, die unter den heutigen Verhältnissen auszuführen möglich sein wird. Das zukünftige Gebäude wird etwas westlich verschoben, sodas die Zugänge zum Untergeschos, vom heutigen Standpunkt betrachtet, von der umgekehrten Seite her hinunterführen werden. Gesamthaft verkörpert das neue Stationsgebäude in seiner klaren, einfachen, übersichtlichen Anordnung den Sinn des Neuen Bauens in eindrucksvoller Art. -er.

Anmerkung der Redaktion. Ueber die „Umgestaltung des Bubenbergplatzes“ bringen wir auf Seite 195 der heutigen Nummer noch einen Aufsatz mit Illustration.



Das bisherige Tramwarthehaus.

Die Gottestochter.

Erzählung von Marie Diers.

2

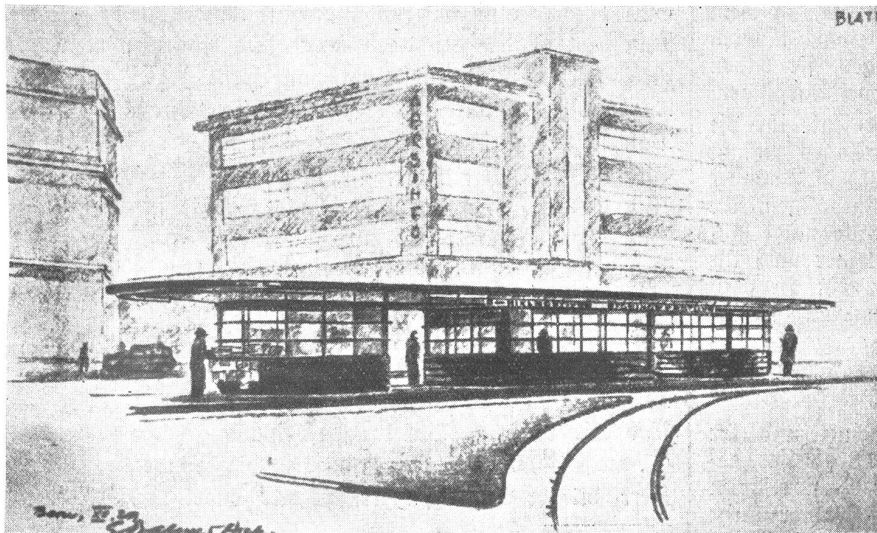
Es war wohl das, daß in dem heranwachsenden, überzarten Mädchen die geheimnisreiche Macht der Liebe aufsprokte und ihre unheilvolle Gewalt geltend machte, mit oder wider Willen. Und es scheint kein Zweifel zu sein, daß diese blütenjunge, arme, hilflose Mädchenliebe auf einen der Bauernsöhne des Dorfes fiel, den Hermann Lüttert, der ein stattlicher, fester Kerl gewesen sein muß, aber nicht im entferntesten eine Regung von Liebe für die Pastortochter empfand, sondern es auf das Fieken Allermann, das damals im Pfarrhause diente, abgesehen hatte.

Die Pfarrerstochter hat nicht zugeben wollen, ihr armes, zuckendes Herz hat's nicht gelitten, daß der Hermann Lüttert das Mädchen gefreit hat, das rothbäckige, lebensfrische, nach dem er unverwandt geschaut hat, auch wenn er bei der Marialuis' ist in der Stube gewesen — und sie hat ihm die Hand verweigert. Nicht weil er böse war und weil Gott sie hinderte, sondern zum ersten Male, seit sie atmete und lebte, in bewußtem Lug und Trug.

Eine große Bestürzung und Aufregung war die erste Folge. Ich denke, der Lüttert hat freidebleich an der Wand gestanden, und Fieken hat geweint und geschrien und ihr Mamselling gebeten, was sie konnte, sie sollte doch dem Hermann die Hand geben, das ginge ja nicht und ginge nicht.

Aber Marialuis' ist dabei geblieben und der Vater hat ihr recht gegeben, so sehr es ihn wohl gewundert hat, und alle haben ihr geglaubt, alle. Dem Lüttert ist von Stund' an der Boden abgegraben gewesen im Dorf. Da hat er seines Vaters Hof und Heimat und die Liebste verlassen und ist aufs Meer gegangen. Aber er ist eines Tages wieder gekommen und hat Fieken doch geheiratet. Da war aber hier schon eine andre Welt.

Fieken hat sich erst lange nicht trösten können. Doch Marialuis' war von der Stunde an verwirrt. Sie hat von da ab nicht mehr ihre Gabe gehabt. Die war weg. Sie hat die Menschen verwechselt. Sie hat nicht mehr gewußt, wem sie die Hand gab und wem sie



Das projektierte neue Tramwarthehaus.

sie verweigerte. Es sind grobe Mißgriffe vorgekommen, und die Dorfschaft hat aufgemerkt.

Dann kam ein Tag, da hat sie sich selbst widerrufen. Es war ein fremder Landstreicher, der um Unterkunft bat, den brachten sie zu ihr. Sie schüttelte erst den Kopf, dann rief sie ihn an der Tür zurück, als ihn die andern mit Püffen hinausstießen. Sie streckte ihm die Hand zu. Das war noch nie geschehen, daß sie sich selbst widerrufen hatte. Aber es kam noch schlimmer. In der nächsten Nacht schlug der Mensch den Bauer, der ihn nun beherbergte, auf den Kopf, daß er bewußtlos liegen blieb, bestahl ihn und entfloß.

Und dem hatte die Gottestochter die Hand gereicht. —

Da brach ein wildes, verzweifelter Lärmen im Dorf aus. Es war nicht viel anders, als sei der Schwarze über Nacht dagewesen und habe ihnen die Kirche mitsamt den Glocken und dem Abendmahlsfelde weggetragen. Frauen liefen lautweinend auf der Dorfstraße herum, Männer drohten mit den Fäusten zum Pfarrhof hinauf. Sie waren wie eine verwirrte und durcheinandergebrachte Herde, um die rings die Wölfe heulen.

Karl Michael war der einzige, der nicht an seinem Kinde irre war. Auch das letzte hatte ihn nicht wankend gemacht. Er meinte, es sei ein Blendwerk Satans gewesen und bereitete sich in seiner Stube vor, die verwirrten und aus törichter Angst lästerlichen Leute mit harten Worten zur Wahrheit und zum Gehorsam zurückzuführen.

Da tat sich die Tür auf, und seine Tochter kam mit ihrem gewohnten leisen Schritt herein, aber doch anders wie sonst. Nicht so leichtschwebend, daß man immer die Vorstellung von einem sichtbar gewordenen Engel hatte, sondern schleichend wie ein krankes Rädchen, dem die schlechten Jungen das Rückgrat zerworfen haben. Sie fiel vor ihm nieder und gestand ihm alles. —

Nach diesem war der Pfarrer kein gesunder Mann mehr. Sein Bestes war ihm zerbrochen. Er hat wohl selber nicht einmal gewußt, wie er sein ganzes Amt auf dieses Kind gestellt hatte. Er war kein Pfarrer mehr, kein Mann, kein richtiger Mensch nach diesem Sturz. Einmal ist er inmitten seiner Predigt in ein wildes Gelächter ausgebrochen. Aber seine Gemeinde hat ihn nicht verlassen, sie haben alle zu ihm gehalten. Sie haben ja alle ihr Leid aus demselben Topf gegessen.

Das einzig Klare, was sie alle noch in sich hatten, war ein wildwütiger Zorn auf die, die solange als Gottestochter zwischen ihnen gelebt hatte und doch nur eine falsche Wahrlagerin und Hexentreatur war. Sie legten nicht Hand an sie, aber sie sahen es mit an, wie der Vater sie verbannte in die steingepflasterte Hoffstube, deren einziges enges trübes Fensterchen in einen Buschwinkel schaute, in dem kein Menschengesicht sich je zeigte, nur die Vögel nisteten darin. Die Vögel sind auch nicht weggeflogen, sie haben ihre Nester weitergebaut und ihre Lieder weitergesungen.

Das Essen und einen Krug mit Wasser setzte ihr die Magd, die nicht mehr Fieken war, jeden Tages einmal vor die Schwelle. Da holte sie es sich herein. Es ist Sommer und Winter dahingegangen und wieder hingegangen, die Glocken haben zur Kirche gerufen, die Weihnachtsnacht sank nieder, die Pfingstsonne schien, und es hat keiner nach ihr gefragt, keiner nach ihr verlangt, und nicht ein Herz ist um sie weich geworden, daß es in der Dämmerung zu ihr geschlichen wäre.

In der engen Hoffstube hatten sie sie lebend begraben, und sie führten ihr eigenes Dasein weiter.

Sie führten es alle weiter, die Dorfschaft und ihr Pfarrer, nun ohne das Kind, das ihnen Wegweiser gewesen war. Sie veränderten sich alle. Der Pastor hörte auf, an seinem Jammer zu krankem, er brach nicht mehr mitten in der Predigt ab, als habe ihm Gott den Sinn verwirrt. Er nahm wieder Speise und Trank zu sich, und

wenn er mit den Leuten sprach, so war Vernunft in seiner Rede. Ja, als der zweite Sommer kam, war, es, als habe er die schwere Last von sich geschüttelt und sein unglückliches Kind in der Hoffstube vergessen.

Der Dorfschaft ging es ebenso. Es war sogar, als käme eine Erleichterung über sie, daß sie nun nicht mehr täglich und stündlich im Gericht standen. Es war wie ein Flügelregen des Leichtsinns unter ihnen. Lauter lärmten die Burschen des Abends unter der Linde, aus dem Dorftrug klang wildes Singen und Kreischen, und ehe noch der Pastor seiner Last ledig war, lachten und spotteten sie hier schon über die vermeintliche Gottestochter, die sie alle dumm und bösig gemacht habe. Ja, es waren nicht einmal nur die Schlechten, die so triumphierten, auch die Guten fühlten sich wie von einem Bann befreit. Tanz und Lustbarkeiten herrschten viel mehr als früher im Ort, die lange Kette der vielfachen Sünden schleifte nach, aber niemand trug darum Leid, nicht einmal der Seelenhirt, denn das Gute und Heilige hatte getrogen, und die dahinten in der Hoffstube saß, war eine größere Sünderin als sie alle.

(Schluß folgt.)

Sonnengesang.

Von Franz von Assisi.*)

„Kein Mensch ist würdig, Herr, dich ganz zu nennen,
Zu groß ist deine Güte, deine Macht;
Die schwachen Worte werden stammelnd nur bekennen,
Denn du allein bist Ehre, Ruhm und Pracht!
Sei mir gelobt, o Herr, in allem, was du schufst,
Der jeden Morgen du uns deine Sonne rufst;
Sei mir gegrüßt, du leuchtend Gottesbild,
Schwester, du glänzende,
Strahlenumfränzende,
Die uns die Werke des Schöpfers enthüllt!
Und wenn sie geht, dann läßt du, Gott,
An deinem Himmel Mond und Sterne stehen,
Sie wandeln hin, geführt von deiner Hand,
So rein, so köstlich und so schön!
Und durch die Lande fährt der Wind daher,
Die Wolken treibt er hin nach deinem Willen,
Und aus des Himmels unerschöpftem Meer
Erfrischend will der Regen niederquillen.
Die Wässerlein eilen die Halde entlang
Und reichen den Schwachen erquickenden Trank;
Eine Blume stand duftend und matt an der Heide,
Nun hebt sie das Köpfchen, nun glänzt ihr Geschmeide.
Preis dir, o Gott, für diese schöne Erde,
Die uns zur Mutter gab dein mächtig Wort,
Daß sie die Heimat unsrer Tage werde
Und unsrer Taten festgefügt Ort.
Und dann, o Herr, was doch das Größte ist,
Daß du uns gabst, dies übervolle Herz,
Das zitternd schlagend deine Herrlichkeit ermüht
Und sehnuchtsvoll zu dir will himmelwärts.
Preis dir, mein Gott, wenn dann der Tod gekommen
Und wir in deinen Frieden gehn,
Wenn dieses Leibes Schranken uns genommen
Und wir in deine Vateraugen sehn.
So neig' ich das Haupt und falte die Hände:
Herr, du der Anfang, Herr, du das Ende!

*) Der große Heilige, der freiwillig als Armer durch die Welt ging, um Gutes zu tun, sang vor seinem Tode dieses wunderschöne Lied.